

Politik und Geschlecht, Band 31

Stefanie Mayer

Politik der Differenzen

Ethnisierung, Rassismen und Antirassismus
im weißen feministischen Aktivismus in Wien

Verlag Barbara Budrich



Politik und Geschlecht

herausgegeben vom Arbeitskreis
Politik und Geschlecht
der Deutschen Vereinigung für
Politikwissenschaft
Band 31

Stefanie Mayer

Politik der Differenzen

Ethnisierung, Rassismen und
Antirassismus im weißen feministischen
Aktivismus in Wien

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Veröffentlicht mit Unterstützung des Austrian Science Fund
(FWF): PUB 521-G29

FWF

Der Wissenschaftsfonds.

© 2018 Dieses Werk ist bei Verlag Barbara Budrich erschienen und steht unter
folgender Creative Commons Lizenz:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Verbreitung, Speicherung und Vervielfältigung erlaubt



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742150>).

Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die
Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2150-4

eISBN 978-3-8474-1196-3

DOI 10.3224/84742150

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – disegno-
kommunikation.de

Lektorat: Dr. Andrea Lassalle, Berlin – andrealassalle.de

Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Verlag Barbara Budrich, <http://www.budrich-verlag.de>

Inhaltsverzeichnis

1	<i>Weiß</i>e antirassistische Feminismen – Widersprüche in progress	9
2	Verortungen: Räume, Texte, Traditionen	15
2.1	Von, mit, über? Aktivismen be-Schreiben	16
2.2	Woher und wohin weiter? Kontexte	41
2.3	Akademisierung feministischer Wissensproduktion	57
3	Eine Theorie der Praxis?	65
3.1	Die praxistheoretische Perspektive	66
3.2	Methodologische Konsequenzen	88
4	Methoden – eine Ordnung	107
4.1	Sammeln ...	107
4.2	... Zerlegen ...	123
4.3	... und Zusammenführen	130
5	Bewegte Projekte und Frauenkampf um die Welt	135
5.1	1970er Jahre: Vorgeschichte(n)	137
5.2	1980er Jahre: Projektevielfalt – radikal international	138
5.3	Fokus: „Internationale Solidarität“	141
5.4	Zwischenfazit 1: Kolonie Frau?	165
5.5	1980er und 1990er Jahre: <i>Für</i> und <i>von</i> Migrantinnen	168
5.6	Fokus: ‚fremde Frauen‘ in Österreich	180
5.7	Zwischenfazit 2: Retterinnen in <i>weiß</i>	213
6	Umkämpfte Vergangenheit – Feministische Deutungen des Nationalsozialismus	219
6.1	1980er-2000er Jahre: Feministische Geschichtspolitiken	220
6.2	Fokus: Geschichte in der Gegenwart	231
6.3	Zwischenfazit 3: funktionale Geschichte(n)	267

7	Feminismen & (Anti-)Rassismus	273
7.1	1990 bis 1995: „Weder Hetze noch Gesetze“	273
7.2	1990er Jahre: feministische Rassismuskritik	276
7.3	Fokus: Was heißt hier Rassismus?	282
7.4	Zwischenfazit 4: die antirassistische Herausforderung	319
7.5	Fokus: working on it – Bündnisse und Allianzen	322
7.6	Zwischenfazit 5: das unmögliche ‚Wir‘ in Aktion	341
8	Feministinnen gegen Schwarz-Blau, queere Ladyz und offene Fragen	345
8.1	1999/2000: neue Proteste zur Jahrtausendwende	345
8.2	2000er Jahre: neue Perspektiven und ungelöste Fragen	350
8.3	Fokus: Positionierungen und ‚Identitäten‘	363
8.4	Zwischenfazit 6: Repräsentation und Handlungsfähigkeit	397
9	Schneisen im Diskurs: the future’s unwritten	401
9.1	Gemeinsam gleich <i>anders</i>	402
9.2	<i>Anders</i> repräsentieren?	407
9.3	Was tun!	412
10	Echos: akademische Perspektiven	419
10.1	Bedeutsame Praktiken	419
10.2	Aktivistisch theoretisieren	421
10.3	Am Ende: Gedanken zum Subjekt der Forschung	434
	Literaturverzeichnis	439

10 Echos: akademische Perspektiven

What do activists do when they theorize? In fact, the answer is ,lots of things, many of them simultaneously‘.

(C. Barker & L. Cox 2002, 11)

Nach einem langen Weg, auf dem ich Spuren in meinem Material gefolgt bin, soll sich das letzte Kapitel der akademischen, stärker theoriegebundenen Reflexion widmen. Drei Aspekte scheinen mir besonders wichtig: erstens Überlegungen zum praxistheoretischen Rahmen der Forschung und zum durch diesen ermöglichten Methodenmix; zweitens der Versuch, aus der Analyse feministisch-aktivistischen Tuns und Theoretisierens Anstöße für das akademische Denken zu gewinnen und drittens die einleitend formulierten Anforderungen an reflexive Wissenschaft, die mich durch das Projekt begleiteten. In Bezug auf akademische Feminismen konzentriere ich mich auf Überlegungen zum Verhältnis von Strukturen und Handlungsfähigkeit, auf das Konzept der *Intersektionalität* und schließlich auf mögliche Verbindungen von rassismustheoretischen und *Critical-Whiteness*-Ansätzen im deutschsprachigen Kontext.

10.1 Bedeutsame Praktiken

Für ein politikwissenschaftliches Projekt, das den Fokus auf die Analyse von Bedeutungen legt, kann die Verortung in einem praxistheoretischen Rahmen ungewöhnlich erscheinen. Daher scheint es sinnvoll, am Ende die Effekte dieser theoretischen Verortung gezielt in den Blick zu nehmen. Natürlich ist dazu zu bemerken, dass ich die verwendeten praxistheoretischen Ansätze von vornherein stark in Richtung einer Analyse von Bedeutungsproduktion ‚gebogen‘ habe, um meinen Fokus auf bedeutungsgenerierende bzw. diskursive Praktiken zu legitimieren. Für mein

Forschungsvorhaben brachte die praxistheoretische Perspektive fünf entscheidende Vorteile:

Erstens ermöglichte sie den Bezug auf Akteur_innen, also auf handelnde Personen, Gruppen und Organisationen. Zwar können diese nie unabhängig von sozialen Positionen und den diskursiven Möglichkeiten agieren, sie behalten in praxistheoretischer Perspektive jedoch die Fähigkeit, ‚einen Unterschied zu machen‘;

Zweitens erlaubte mir das Konzept des sozialen Feldes meinen – grundsätzlich ausufernden, ausfransenden und sich ständig verändernden – Gegenstand zumindest halbwegs ein- und abzugrenzen;

Drittens konnte ich durch den weit gesteckten theoretischen Rahmen in der Datengenerierung und der -analyse einen Mix unterschiedlicher Methoden und Zugänge aus diskursanalytischen und ethnographischen Werkzeugkisten nutzen. Im Rahmen der *Situational Analysis* versuchte ich die unterschiedlichen Materialien zusammenzuführen und eine ‚Landkarte‘ meines Forschungsfeldes zu erstellen. Solche – notwendigerweise groben – Skizzen wurden ihrerseits zur Grundlage für die Strukturierung des Materials und die Auswahl der Themen für die Fokus-Kapitel. Materialien aus diesen ausgewählten Themengebieten konnten dann mittels diskursanalytischer Zugänge – mit Tonkiss konnten hier die drei Ebenen der *Thematisierung*, der *Autorisierung* und der *Mitgliedschaft* berücksichtigt werden (Tonkiss 1998) – genauer analysiert werden. Diese (oft zirkuläre) Bewegung zwischen dem Versuch, das Feld insgesamt zu erfassen, einerseits und der Detailanalyse von Bedeutungen andererseits machte für mich den großen Reiz der Forschung aus. Nicht zuletzt ist auch auf das Schreiben als Methode zu verweisen – auf die Ordnungsfunktion, die dem Formulieren eines Textes zukommt und die de facto dazu führt, dass sich die Phasen der Datengenerierung, Datenanalyse und Präsentation der Ergebnisse bei weitem nicht so klar bestimmen lassen, wie es die ex post erstellte Beschreibung suggeriert.

Viertens bietet die praxistheoretische Perspektive den Vorteil, dass sie auch ‚stumme‘ Praktiken erkennen und analysieren lässt – Praktiken, die dem Tun, nicht dem Reflektieren gewidmet sind. Gleichzeitig erlaubt sie aber auch Praktiken der Reflexion zu erfassen. Konkret bedeutete das für mich die Möglichkeit, unterschiedliche Formen der Bedeutungsgenerierung zu berücksichtigen: etwa jene, wo nur Listen von Unterstützerinnen vage Auskunft über Einladungspolitiken gaben, aber auch im engsten Sinn diskursive Praktiken, in denen Ethnisierung, Rassismen und Antirassismus zum Thema wurden, und reflexive Praktiken,

in denen Aktivistinnen diese Verhältnisse theoretisierten und sich selbst darin verorteten. Die praxistheoretische Perspektive erlaubte mir, eine *analytische* Unterscheidung dieser – in aktivistischen Praktiken fast immer miteinander verbundenen – Formen, ohne jedoch eine Reihung oder Hierarchisierung zu verlangen. Gerade für den ‚Gegenstand‘ Aktivismus scheint es mir zentral, diese unterschiedlichen Formen der Herstellung sozialer Realität als gleichermaßen bedeutsam anzuerkennen.

Fünftens – und dabei handelt es sich m. E. um den wichtigsten Punkt – legt eine praxistheoretische Rahmung ein Denken im ‚dazwischen‘, ein Denken in Verhältnissen zwischen Elementen der sozialen Realität nahe. Nicht einzelne Elemente, sondern die Beziehungen zwischen Diskursen und Handlungskontexten, zwischen diskursiven und ‚stummen‘ Praktiken, zwischen aktivistischem Tun, aktivistischem Theoretisieren und der akademischen Reflexion treten in den Vordergrund. Dieses Denken in Verhältnissen bezieht sich auf eine Problematik, die die Sozialwissenschaften generell und feministisch-antirassistische Ansätze im Speziellen umtreibt: auf das Verhältnis von ‚Structure‘ und ‚Agency‘, das sich u. a. als Problem der notwendigen Benennung machtvoller Differenzen einerseits und der Zu- und Festschreibung identitärer Kategorien andererseits konkretisiert. Aus praxistheoretischer Perspektive lässt sich dieses Verhältnis als Wechselbeziehung verstehen: Akteur_innen sind stets situiert und diese soziale Position hat Effekte auf ihr ‚Sein‘ und ‚Tun‘, doch lässt sich daraus nicht unmittelbar auf politische Positionierungen und/oder Identitäten schließen. Vielleicht noch stärker als für aktivistische Kontexte scheint mir diese Perspektive für den akademischen Feminismus relevant, wo sie dazu beitragen könnte, unbefriedigende Frontstellungen als Effekt des jeweiligen partiellen Fokus zu verstehen und damit auch zu relativieren. Diesen Aspekte möchte ich im folgenden Abschnitt aufgreifen.

Schließlich bietet sich ein praxistheoretischer Rahmen auch an, wenn eine selbstreflexive Haltung in der Forschung angestrebt wird. Einige Überlegungen dazu finden sich ganz am Ende dieses Kapitels.

10.2 Aktivistisch theoretisieren

Ein wiederkehrendes Thema meiner Überlegungen war die ‚Übersetzung‘ akademisch-feministischer Theorien in aktivistische Praktiken. Im folgenden Abschnitt möchte ich die Perspektive umkehren und danach fragen, was die akademische Theoriebildung von aktivistischen Praktiken

lernen kann. Am Anfang stehen allgemeineren Überlegungen zum Verhältnis von sozialen und symbolischen Strukturen, Akteur_innen und Handlungsfähigkeit, danach befasse ich mich konkreter v. a. mit zwei Feldern der feministischen Theoriedebatte im deutschsprachigen Kontext: mit den Auseinandersetzungen um das Konzept der *Intersektionalität* und den Debatten um *Critical Whiteness*. Es sind thesenartige Versuche, Anstöße und Nachfragen, die – so hoffe ich – diese Forschung auch abseits des lokalen Kontexts produktiv machen.

10.2.1 Structures that matter & doings that make a difference

Zugegeben, es klingt banal – dennoch scheint mir, dass die Tatsache, dass *sowohl* Strukturen *als auch* Akteur_innen und ihr ‚Tun‘ für das Verständnis sozialer Realität relevant sind, im akademischen Theoretisieren häufig nicht ernst genug genommen wird. Aus praxistheoretischer Perspektive löst sich dieser scheinbare Antagonismus in der Figur der ‚sozialen Praktik‘, in die Strukturen und Akteur_innen als Elemente und Effekte eingehen. Diese Figur scheint mir (meist impliziten) aktivistischen Logiken nahestehen: Feministische Aktivistinnen haben in ihrem Tun stets beide Seiten im Blick und fokussieren genau jene Schnittstellen, an denen Strukturen Effekte zeigen bzw. Handeln Veränderung bewirken kann. Würden soziale und symbolische Strukturen keine Rolle spielen, wäre der Kampf gegen ihre Herrschaftseffekte keine Notwendigkeit, würden sie aber Menschen und ihre Handlungsfähigkeit determinieren, bliebe Veränderung undenkbar. Diese – auch an Marx' Diktum, wonach „[d]ie Menschen [...] ihre eigene Geschichte [machen], aber sie [...] sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen [machen]“ (Marx 1990, 33), erinnernde – ‚Selbstverständlichkeit‘ ist auch für aktuelle akademisch-feministische Debatten relevant. Beide Seiten dieses Verhältnisses lassen sich weiter ausdifferenzieren:

Soziale und symbolische Strukturen treten Aktivistinnen zunächst als einschränkende und ermöglichende gegenüber – wobei es insbesondere die einschränkenden Aspekte sind, die sich im aktivistischen Alltag bemerkbar machen. Die ermöglichende Seite wird in diesem Kontext einerseits in der Diskussion um ‚Privilegien‘ thematisiert, andererseits als epistemologischer ‚Vorteil‘ einer nicht-hegemonialen Position. Aus aktivistischer (und aus praxistheoretischer) Perspektive rücken mit Bezug auf Strukturen zunächst materielle Aspekte in den Vordergrund: Zeit, Geld, Räume und andere knapp bemessene Ressourcen in Bezug auf

den Aktivismus selbst, (Un-)Möglichkeiten der Lohnarbeit, ungleiche Anforderungen der Reproduktionsarbeit, rechtliche Diskriminierung und die globale Ungleichheit in postkolonialen Verhältnissen. Demgegenüber steht die – den akademischen Debatten näherstehende – aktivistische Kritik und Selbstkritik an (auch symbolischen) Strukturen und Politiken, etwa in Bezug auf Repräsentationen, die Herrschaftsverhältnisse unhinterfragt zum Ausgangspunkt nehmen und diese damit fortschreiben und stärken. An diesem Punkt wäre auch die akademisch-feministische Theoriebildung noch stärker gefordert, Strukturen sozialer Ungleichheit mit jenen der symbolischen und epistemischen Gewalt zusammenzudenken. Rassismustheorien (siehe u. a. Terkessidis 1998, 74ff), die *rassistisches Wissen* und *Ausgrenzungspraktiken* im Kontext ungleich verteilter Macht analysieren, bieten dafür ebenso eine Ausgangsbasis wie die lange Geschichte der feministischen Auseinandersetzung mit Sexismus als umfassender Struktur der Diskriminierung, des Ausschlusses und des Unsichtbarmachens von Frauen und ihren Perspektiven. Nicht zuletzt widmen sich viele Schriften Schwarzer Feministinnen (u. a. Collins 2009) sowie feministische Perspektiven auf Rassismus (u. a. Farris 2011) diesem Zusammenhang von materieller und symbolischer Ungleichheit. Dennoch scheint mir in großen Teilen der deutschsprachigen feministischen Debatte eine (oft durch disziplinäre Verortungen und Traditionen verstärkte) *Entweder-oder*-Haltung vorzuherrschen. Besonders deutlich wird das an der Intersektionalitätsdebatte (vgl. dazu exemplarisch den Sammelband Hess et al. 2011).

Zusätzlich verkompliziert wird das Bild, wenn die Akteur_innen mit ihrer Handlungsfähigkeit in den Blick rücken – und dies nicht als Wendung *gegen* einen kritischen Fokus auf Strukturen der Ungleichheit, sondern als Erweiterung. Eine solche Perspektive muss sich klar gegen jeden Determinismus wenden, der Menschen zu Marionetten der Verhältnisse macht. Sie muss aber ebenso jede romantisierende und/oder moralisierende Vorstellung von Handlungsfähigkeit zurückweisen, die Individuen als völlig autonom und mit umfassendem Wissen über alle möglichen Effekte der eigenen Handlungen ausgestattet imaginiert. Einen konkreten Hinweis auf komplexe Subjektivierungsprozesse geben hier u. a. feministisch-aktivistische Praktiken kollektiver Selbstbefragung und -erfahrung. Mit Foucault lassen sich diese auch als „Angriff [...] auf eine Technik, eine Form von Macht“ und zwar auf jene, die „aus Individuen Subjekte macht“, verstehen (Foucault 1999, 166). Die kollektive Arbeit am feministischen Selbst, von Aktivistinnen manchmal als lebensveränderndes Erlebnis spontan erfahren, oft in schmerzhaften Prozessen

bewusst erarbeitet, zeigt eine Facette des komplexen Verhältnisses von Handlungsfähigkeit und/in Strukturen besonders deutlich auf: jene des Handlungsfähig-Werdens.²¹² Implizit zeigt sich in diesen Praktiken ein Verständnis von Subjekten als ‚gemachte‘ und in Herrschaftsverhältnissen verortete, die aber nicht ein für allemal festgelegt sind, sondern über partielle Entscheidungs-, Handlungs- und Veränderungsfähigkeit *in* Widersprüchen verfügen. Allerdings erhält in aktivistischen Kontexten die Kollektivität solcher Prozesse – auch im Hinblick auf die Wissensproduktion – einen entscheidenden Stellenwert. Die hier beispielhaft deutlich werdende Komplexität scheint mir in der akademisch-feministischen Theoriebildung – ebenso wie im expliziten aktivistischen Theoretisieren – häufig nicht eingeholt zu werden.

Praktiken widerständiger Subjektivierung

Damit soll nun keineswegs behauptet werden, es gäbe keine theoretischen Ansätze, die gerade diese Komplexität aufgreifen würden. Hier kann etwa an Foucaults Ideen zum „Kampf gegen die Formen der Subjektivierung, gegen die Unterwerfung durch Subjektivität“ (ebd., 167) oder auf Isabell Loreys darauf aufbauende Kritik an Butler (Lorey 1996) erinnert werden. Der Blick auf aktivistische Praktiken kann aber diesen Theorien noch einen – wie ich glaube produktiven – Spin verleihen: Er lenkt, erstens, den Fokus statt auf die Herrschaftslogik, die allen Prozessen der Subjektivierung innewohnt, verstärkt auf Praktiken der Verweigerung und des Widerstandes. Zweitens verweisen aktivistische Praktiken auf den kollektiven Charakter von Widerstandspraktiken, in denen Kollektivität mehr bedeuten kann als die Summe der teilhabenden Individuen. Daraus folgt, dass Menschen *auch* in ihrem widerständigen Handeln, in der bewusst gesetzten Abweichung von oder der Ignoranz gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen und Normen zu Subjekten werden. Es wäre aber auch verstärkt nach der Rolle von Gruppen, Organisationen und Bewegungen für solche Prozesse ‚widerständiger‘ Subjektivierung zu fragen – danach, inwiefern diese Kollektive eigene Techniken der Selbstführung, eigene Normen für ‚gelungene‘ performative Akte, eigene Formen der *accountability* oder eigene Regeln, die in die Bildung des Habitus eingehen, hervorbringen (um noch einmal auf die Sprache der unterschiedlichen von

212 Aktuelle Bemühungen *weißer* Feministinnen, durch selbstkritische Arbeit und Diskussion Rassismen zu verlernen und Bündnisfähigkeit in antirassistischen Koalitionen zu erlangen, können vor diesem Hintergrund in die Tradition der Antirassismus-Seminare der 1990er Jahre gestellt werden.

mir berücksichtigten theoretischen Ansätze zurückzugreifen).²¹³ Damit ist nun nicht gemeint, dass feministische Gruppen und Organisationen sich bzw. die Aktivistinnen gegen gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, Strukturen und Normen abschotten könnten. Stattdessen wäre von konkurrierenden – freilich mit sehr unterschiedlicher Reichweite und Durchsetzungsmacht ausgestatteten – Subjektivierungsprozessen auszugehen, die den Subjekten auch unterschiedliche Wissensressourcen und variierende Möglichkeiten des Bezugs auf (unterschiedliche) Normen zur Verfügung stellen.

Insgesamt scheint mir eine von aktivistischen Praktiken und Erfahrungen ausgehende Perspektive ein deutlich optimistischeres – wenn auch alles andere als voluntaristisches – Bild von den Möglichkeiten feministischer Handlungsfähigkeit zu zeichnen, als es in vielen akademischen Theoretisierungen den Anschein hat (vgl. etwa die am Beginn eingeführten Ansätze des *Doing Difference*, aber auch die Butler'sche Fassung von Performativität). Gleichzeitig treten die Bedingungen in den Vordergrund, ohne die Prozesse des Handlungsfähig-Werdens nicht denkbar sind. Kollektive Prozesse werden aus dieser Perspektive zu einem zentralen Bestandteil widerspenstiger Subjektivierung. Damit eröffnet sich auch eine neue Perspektive auf die akademisch-feministische Theoretisierung von Handlungsfähigkeit, die bislang (oft implizit) von Vorstellungen individueller Handlungsfähigkeit dominiert wird.

Was aber lässt sich über diese sehr allgemein gehaltenen Verhältnisbestimmungen hinaus aus der Auseinandersetzung mit *weißem* feministischem Aktivismus gewinnen? Ein erster Bereich, für den sich interessante Anstöße ergeben, ist die deutschsprachige Debatte um *Intersektionalität*.

10.2.2 Intersektionalität – Denkwerkzeug, Perspektive, Norm?

Innerhalb der feministischen Theoriebildung ist die Tatsache einer Verwobenheit (oder auch Ko-Konstituierung) von Macht- und Herrschaftsdimensionen auf grundsätzlicher Ebene kaum mehr unumstritten. Auch im deutschsprachigen Raum werden diese Verhältnisse nun seit mehr als zehn Jahren v. a. unter dem Schlagwort *Intersektionalität* diskutiert. Die Frage ist dementsprechend nicht, *ob* die ‚Kategorie Geschlecht‘ mit

²¹³ Der selbstbewusst ausgesprochene Satz, ‚Ich bin eine Feministin‘, kann in diesen Kontexten vielleicht – seine Anerkennung durch andere vorausgesetzt – ebenso performatives Potential entfalten wie die täglichen Zumutungen ‚richtigen‘ Frau-Seins.

anderen Linien der Differenz interagiert, diese mitformt und von ihnen geformt wird, sondern *wie* diese Interaktionen zu denken und erfassen wären. Sollen feministische Forscher_innen der Verwobenheit von Diskriminierungen/Privilegierungen auf der Ebene individueller Erfahrungen nachgehen (vgl. u. a. Walgenbach 2007; Erel et al. 2007)? Sollen sie Kategorien als Grundlage feministischen Denkens überhaupt in Frage stellen (vgl. u. a. Lorey 2011)? Geht es um Identitäts-Fragen oder um die Verwobenheit unterschiedlicher Herrschaftsdimensionen auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen (vgl. u. a. Klinger 2008; Knapp 2008)? Auch wenn ich mich zu jenen zähle, die sich der Idee einer „Mehrebenen-Analyse“ (Degele & Winker 2008; Langreiter & Timm 2011) grundsätzlich anschließen können, bleiben damit doch noch viele Fragen offen. Für die Berücksichtigung unterschiedlicher Ebenen und einen genauen Blick auf die Formen des Zusammenspiels von Rassismus und Sexismus plädiert auch Ina Kerner (Kerner 2009a), die vorschlägt, „Ähnlichkeiten“, „Unterschiede“, „Kopplungen“ und „Intersektionen“ (ebd., 38ff) auf „institutioneller“, „epistemischer“ und „personaler“ Ebene (ebd., 36) zu analysieren. Welche Anstöße können angesichts solch differenzierter Überlegungen aus meiner Analyse *weißen* feministischen Aktivismus gewonnen werden? Von der bereits mehrfach angesprochenen Ablehnung eines Gegensatzes zwischen der Analyse gesellschaftlicher Strukturen und der Analyse von Subjektivitäten und Handlungsfähigkeit abgesehen, lassen sich Anregungen weniger in Bezug auf die Definition und konzeptuelle Fassung von *Intersektionalität* formulieren als in Bezug auf seinen Einsatz im akademischen, genauer: im sozialwissenschaftlichen Rahmen. Von den Erfahrungen in feministisch-aktivistischen Praktiken ausgehend, lässt sich *Intersektionalität* einerseits als Werkzeug zur Analyse sozialer Wirklichkeiten, andererseits als Werkzeug der Selbstreflexion starkmachen.

Analytische Linsen

Birte Siim definiert *Intersektionalität* als analytische Perspektive, „which focuses on the intersection of gender with other differentiating categories and recognizes the intersections between different kinds of inequalities“ (Siim 2009, 2). Von diesem Verständnis ausgehend, lässt sich eine intersektionale Perspektive in der feministischen Forschung als offener Zugang bestimmen, der die ‚Kategorie Geschlecht‘ zum Ausgangspunkt nimmt, ohne sie notwendigerweise konzeptuell zentral zu setzen oder als *die* dominante Achse in der Analyse von Ungleichheitsverhältnissen zu verstehen. Eine solche Herangehensweise scheint mir ein produktives Moment

antirassistisch-feministischer Aktivismen aufzugreifen: einerseits (immer noch und immer wieder) auf der Bedeutung von Prozessen der Vergeschlechtlichung für Herrschaftsverhältnisse zu bestehen; eine Beharrlichkeit, die mir angesichts der Tatsache, dass die Ent-Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit zwar in der feministischen Theorie zum *Common Sense* gehört, darüber hinaus aber bislang kaum wirksam werden konnte, ungebrochen wichtig erscheint. Wenn die Naturalisierung selbst als eine äußerst wirksame ‚Technologie der Macht‘ (vgl. Foucault 1999, 173) verstanden werden kann, braucht es Analysen, die geschlechtsspezifische Ungleichheit nicht nur benennen, sondern auch als Folge von Prozessen der Vergeschlechtlichung erfassen können. Andererseits gilt es, die Lektion aus Jahren streitbarer feministischer Auseinandersetzung ernst zu nehmen, wonach ‚Geschlecht‘ nicht immer die wesentlichste Kategorie darstellt und nie alleine die Bühne betritt. Was es bedeutet Frau oder Mann ‚zu sein‘ ist untrennbar verbunden mit (impliziten oder expliziten) Ethnisierungen, ist klassengebunden, an Körpernormen gekoppelt und/oder altersspezifisch gerahmt – um hier nur einige beispielhafte Aspekte zu nennen.²¹⁴

Intersektionale Perspektiven zeigen sich in antirassistischen, aktivistischen Feminismen – häufig, ohne dass der Begriff genannt würde – besonders dort, wo es darum geht, Strategien der Unterdrückung und Diskriminierung aufzuzeigen, die auf dem Gegeneinander-Ausspielen unterschiedlicher Differenzlinien basieren. Beispiele dafür finden sich etwa in Analysen rechter ‚Diskurspiraterie‘, also der Nutzung scheinbar feministischer Argumente in rassistischen Kampagnen, in der Problematisierung der unterschiedlichen Behandlung *weißer* und ‚fremder‘ Täter in Strafverfahren wegen sexualisierter Gewalt oder in der Analyse geschlechtsspezifischer Effekte von Migrationspolitiken. Dieser spezifische Fokus lässt sich mit dem Konzept der „intersectionality from above“ (Sauer 2013) fassen, das den strategischen Einsatz von Differenzen mit dem Ziel der Stabilisierung von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen benennt. Ein solches Verständnis von *Intersektionalität* als Strategie kann in der Forschungspraxis als *ein* zentrales Konzept, eine zentrale Linse für kritische intersektionale Analysen produktiv eingesetzt werden.

214 Als deutliches Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen diese – vielleicht auf den ersten Blick banal klingende – Einsicht verbunden war, kann auch an die feministische Auseinandersetzung mit der Shoah erinnert werden bzw. an die Schwierigkeit, die (Nicht-)Zugehörigkeit zur NS-‚Volksgemeinschaft‘ als zentrale Linie der Differenz zu akzeptieren.

Wird *Intersektionalität* als analytische Linse verstanden (ob nun ‚from above‘ oder in einem umfassenderen Sinn), richtet diese den Blick auf die Analyse von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen aus. Dabei muss – und das scheint mir ein gewichtiger Vorteil – nicht von vornherein festgelegt werden, auf welcher Ebene diese Verhältnisse zu untersuchen wären. Eine Analyse von Subjektivierungsprozessen ist mit dieser Linse ebenso möglich wie eine gesellschaftstheoretische Herangehensweise. *Intersektionalität* als analytische Perspektive erlaubt es zudem, die Frage, *welche* machtvollen Differenzen jeweils relevant sind und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, empirisch zu untersuchen, anstatt sie als Problem der Theorie darzustellen. Es wäre aus diesem Blickwinkel danach zu fragen, *wie* Kategorien der Differenz miteinander verschränkt (und damit erst als solche produziert) werden und *welche Effekte* diese Artikulationen (durchaus auch: *für wen*) hervorbringen. Gerade für die kritische Analyse neoliberaler Regierungsweisen, die bestimmte Differenzen affirmieren und gegen andere ausspielen, sind diese Fragen produktiv (Sauer 2012). In diesem Sinn legt die Beschäftigung mit einem aktivistischen Verständnis von *Intersektionalität* nahe, den Begriff auch und vielleicht sogar in erster Linie als herrschaftskritisches analytisches Werkzeug zu deuten – als erkenntnisleitende Perspektive eher denn als ontologisches Konzept.

Herausforderung *weißer* Ignoranz

Angesichts der aufgeladenen Kontroversen um die theoretische Fassung der Ko-Konstituierung, der Überlagerungen und Überkreuzungen von Differenzen, die immer neue Komplexitäten aufzeigen, sowie der in den letzten Jahren verstärkt geäußerten Kritik (vgl. Hornscheidt 2014; Petzen 2012; Gutiérrez Rodríguez 2011; Erel et al. 2007) muss sich auch ein ‚bescheidenes‘ analytisches Konzept von *Intersektionalität* fragen, welche Effekte es innerhalb des Wissenschaftsbetriebs hervorbringt. An dieser Stelle wird für mich ein weiteres Ergebnis der Analyse *weißer* feministischer Aktivismen zentral: Der Umstand, dass Differenzen für *weiße* Feministinnen immer dann problematisch wurden und werden, wenn sie ‚Selbstverständlichkeiten‘ des eigenen Engagements in Frage stellen. Dort, wo der Blick auf die Ko-Konstitution von Herrschaftsverhältnissen grundlegende (oft fraglos als geteiltes Wissen angenommene), *weiße* Analysen von Sexismus, Patriarchat und Unterdrückung und damit auch darauf aufbauende politische Strategien und Aktionsformen praktisch

in Frage stellt, zeigen sich Abwehrmechanismen besonders deutlich.²¹⁵ Vergleichbare Schwierigkeiten ergaben sich auch dort, wo die grundsätzlich propagierte Solidarität unter Frauen mit konkreten Interessensgegensätzen, unvereinbaren politischen Prioritäten und unterschiedlichen Geschichtserzählungen kollidierte. In diesem Sinn lässt sich *Intersektionalität* auch als Name für eine Herausforderung *weißen* feministischen Denkens – oder vielleicht richtiger: *weißer* feministischer Ignoranz – verstehen. Diese Herausforderung von ‚Gewissheiten‘ macht vor dem akademischen Feminismus nicht halt und betrifft die unterschiedlichsten Arbeitsbereiche: von den Fragen, die ‚wir‘ uns stellen, über die Werkzeuge, mit denen ‚wir‘ arbeiten, bis zu den Formen der Vermittlung. Um nur zwei konkrete Beispiele zu nennen: Welche unbegriffenen Privilegien ließen es mir selbstverständlich erscheinen, Studierende in Seminaren *zunächst* mit einer scheinbar in Bezug auf Ethnizität, Klasse und andere Linien der Differenz ‚neutralen‘ Kategorie Geschlecht bekannt zu machen und erst *danach* auf deren intersektionale Verwobenheit hinzuweisen? Warum fällt es mir leicht, eine spezifische Betroffenheit ‚von Frauen‘ im Hinblick auf rechte, nativistische Bevölkerungspolitiken zu konstatieren, obwohl ich doch *auch* die rassistischen Aspekte dieser Politiken analysiert habe? *Intersektionalität*, verstanden als herrschaftskritische Perspektive, stellt solche ‚Selbstverständlichkeiten‘ grundlegend in Frage und damit auch ein Werkzeug für (selbst-)reflexives Arbeiten zur Verfügung – im Sinne einer Wissenschaft, die uns erlaubt, „to become answerable for what we learn how to see“ (Haraway 1988, 583).

Gleichzeitig zwingt eine intersektionale Perspektive auf die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens dazu, die hohen sozialen Schranken der akademischen Welt zu berücksichtigen, die u. a. entlang ethnisierter Differenzen und entlang von Klassendifferenzen operieren. Dass ‚wir‘ als individuelle Wissenschaftler_innen diese Strukturen nicht ohne weiteres verändern können, sollte uns nicht davon abhalten, sie dort herauszufordern, wo es möglich ist – sei es in Form von Forschungsprojekten, die nicht-akademisches Theoretisieren ernst nehmen, in Zitierpraktiken, die sich herkömmlichen Kanonisierungen widersetzen oder in Kooperationen, die akademische Grenzen überschreiten. Konkret bedeutet das für *weiße* Feministinnen nicht zuletzt, die – oft an der Grenze von Aktivismus und *Academia* angesiedelten – Theoriebeiträge von Aktivistinnen der Migrantinnenbewegung, Schwarzen Feministinnen und Aktivistinnen *of Color* als Teil der feministischen Theoriedebatte zu be-

²¹⁵ Vgl. dazu etwa die Debatten um die „autonome Organisation von Frauen“ und „Geschlechterapartheid“ in Abschnitt 7.5.1.

greifen. Dass diese Forderung seit langem gestellt wird, macht sie nicht weniger drängend (vgl. dazu überblicksweise Stötzer 2004, 38; Gutiérrez Rodríguez 2011; Petzen 2012; für eine globale, postkoloniale Perspektive vgl. Connell 2015). Analog zur antirassistischen Herausforderung des *weißen* feministischen Aktivismus, die sich ja nicht nur auf politische Inhalte und Analysen, sondern auch auf die Praktiken des Politik-Machens bezog, müssen auch im akademischen Bereich nicht nur die Inhalte des akademisch-feministischen Kanons, sondern auch die Praktiken der Wissensproduktion überdacht werden. Dass solche Versuche der Veränderung eingespielter akademischer Praktiken nicht leicht umzusetzen sind, weil Notwendigkeiten, aber auch Bequemlichkeit und unhinterfragte Routinen neue Wege verbauen, beweist nicht zuletzt die vorliegende Untersuchung, die sich ja – entgegen den hier gezogenen Schlüssen – in einem sehr *weißen* und geopolitisch konventionellen theoretischen Rahmen verortet. Auf die an diesem Punkt deutlich werdende Problematik des Scheiterns an eigenen, als richtig erkannten Ansprüchen an feministische Wissenschaft werde ich im letzten Abschnitt zurückkommen. Zunächst bleibt festzuhalten, dass *Intersektionalität* als Konzept deutlich weitergehende Ansprüche an die Neugestaltung akademisch-feministischer Arbeit formuliert, als die Debatten um seine theoretische Bestimmung zumeist erkennen lassen. An diese Überlegungen, die bereits auf eine notwendige Dezentrierung *weißer* feministischer ‚Gewissheiten‘ verweisen, möchte ich einige Ideen zum Konzept einer *Critical Whiteness* anschließen, die sich aus meiner Analyse aktivistischer Diskurse und Praktiken ergeben.

10.2.3 *Rassismus und weiße Normalität*

In feministisch-aktivistischen Settings zeigten sich Bezüge auf *Critical Whiteness* v. a. als (selbst-)reflexive ‚Antworten‘ *weißer* Aktivistinnen auf kritische Interventionen von Schwarzen Aktivistinnen und Feministinnen *of Color*. Fluchtpunkt der Debatten waren Fragen der Bündnisfähigkeit *weißer* Feministinnen, konkret fokussierten die Diskussionen häufig auf *weiße* Privilegien und mögliche Strategien im Umgang damit. Trotz dieser spezifisch aktivistischen Perspektive, die politische Strategien und Handlungsmöglichkeiten zentral setzt, sind in den Debatten um *kritisches Weißsein* aktivistische und akademische Formen feministischer Wissensproduktion besonders eng verknüpft. Gleichzeitig handelt es sich auch um einen Bereich, in dem die ‚Übersetzungsschwierigkeiten‘ zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten besonders deutlich hervortreten (vgl. Amesberger & Halbmayr 2008). Im US-Kontext

entwickelte Positionen zu *Critical Whiteness* können im Rahmen europäischer Migrationsgesellschaften, zumal vor dem Hintergrund postnazistischer Verhältnisse, zu problematischen Verengungen des Verständnisses von Rassismus führen. Gleichzeitig bringen sie allerdings wesentliche, bislang häufig unterbelichtete Aspekte in die Debatte ein. Dementsprechend schwierig gestalten sich auch die Diskussionen.

Rassismen im Plural theoretisieren

Was sich in aktivistischen Kontexten als Spannungsfeld zwischen (post-) *migrantischen* Strategien (vgl. u. a. Bratić 2010) und antirassistischen Aktivismen *of Color* (vgl. etwa die Debatte in *Analyse & Kritik*, Herbst 2013) fassen lässt, spiegelt sich auf der Ebene der akademischen Theoriebildung im Verhältnis von *Critical-Whiteness*-Ansätzen (vgl. Eggers et al. 2005; Tißberger et al. 2009) und breiten Rassismustheorien (vgl. Terkessidis 1998; Miles 2000) wider. Vereinfacht und zugespitzt lassen sich die unterschiedlichen Zugänge folgendermaßen darstellen: Während erstere Ansätze den Fokus auf die Konstruktion *weißer* Herrschaft im Rahmen kolonialer Rassismen und auf deren Kontinuität in Form *weißer* Privilegien in aktuellen rassistischen Verhältnissen richten, versuchen zweite Rassismus als Struktur des Ausschlusses, der Abwertung, Diskriminierung und Ausbeutung auf Basis kontingenter Gruppenkonstruktionen zu erfassen. Zwar nimmt auch dieser Theoriestrang eine ungleiche Machtverteilung als Grundlage für rassistische Dominanz an, diejenigen, die von Rassismus profitieren, rücken allerdings sehr viel weniger in den Blick. Umgekehrt sind diese Ansätze in der Lage, unterschiedliche, darunter auch institutionalisierte und kulturalistische Rassismen zu erfassen. Sie lassen sich daher auch mit Analysen unterschiedlicher Formen des Ressentiments zusammendenken (vgl. exemplarisch Postone 1988; Klammer 2013), die mir für eine differenzierte Analyse rassistischer Verhältnisse wesentlich erscheinen.

Als ‚aktivistischen‘ Anstoß für das akademisch-feministische Theoretisieren lässt sich zunächst die Notwendigkeit einer stärkeren Verschränkung unterschiedlicher Stränge der Theoretisierung von Rassismen formulieren. Dabei lässt sich entlang mehrerer Achsen weiterdenken: Erstens bieten *Critical-Whiteness*-Ansätze starke Argumente für eine Fokusverschiebung in der theoretischen Bestimmung von Rassismus, die (auch) die Konstruktion von Herrschaft, Dominanz und Privilegien stärker in den Blick nehmen sollte. Damit ließe sich nicht zuletzt das Argument konkretisieren, dass es sich bei Rassismus um ein gesellschaftli-

ches Strukturprinzip, nicht um ein Phänomen an den ‚Rändern‘ der (guten) Gesellschaft handelt. Zweitens verweist die feministisch-aktivistische Debatte um *Critical Whiteness* auf die großen Unterschiede zwischen verschiedenen Formen des Rassismus. Unterschiedliche historische Entwicklungen, unterschiedliche Ressentiments, unterschiedliche Mechanismen und Strukturen von Diskriminierung bzw. Privilegierung und nicht zuletzt unterschiedliche Effekte verlangen auch auf theoretischer Ebene nach differenzierten Auseinandersetzungen. Einen ersten Schritt in diese Richtung könnte die explizite Benennung unterschiedlicher Rassismen darstellen, die damit in ihrer Spezifik diskutierbar (und vergleichbar) werden. Ein präziseres Sprechen erleichtert das Offenlegen von Annahmen und Denkmodellen, die – in der Auseinandersetzung mit je spezifischen Formen des Rassismus gebildet – scheinbar allgemeingültige Rassismus-Konzepte durchdringen. Geschieht dies nicht, erschweren die impliziten Annahmen und unreflektierten Engführungen jede Diskussion zwischen unterschiedlichen Positionen.

Spezifika *weißer* Herrschaft

Werden Erkenntnisse aus dem Bereich der *Critical-Whiteness*-Forschung ernst genommen, verkompliziert sich das Bild allerdings noch weiter – diese Perspektive auf die Subjekte des Rassismus führt zu einer Analyse der Spezifik *weißer* Herrschaft. Diese äußert sich nicht unbedingt in Form expliziter rassistischer Ressentiments, sondern v. a. auch in der ‚Normalität‘ des *Weißseins*. Hier lässt sich eine Analogie zum Androzentrismus ziehen, der männliche Herrschaft auch in Abwesenheit von offenem Sexismus stabilisiert. In strukturell ähnlicher Weise sorgt die Gleichsetzung des ‚allgemein Menschlichen‘ mit dem *Weißen* für die Perpetuierung *weißer* Dominanz. In der Analyse aktivistischer Kontexte tauchte die Schwierigkeit, diese grundlegende Asymmetrie im Verhältnis *weißer* Feministinnen zu *anderen* Frauen zu überwinden, vielfach auf – wenn auch nicht unbedingt in der Sprache der *Critical-Whiteness*-Konzepte gefasst. Dennoch ging es für diese Aktivistinnen de facto um eine Dezentrierung der *weißen* Perspektive, d. h. um ein Erkennen der eigenen Situation, des eigenen Kontexts und der daraus folgenden Politiken als ‚besonders‘, als *eine* Form feministischen Engagements unter vielen. Die Frage für mich ist nun, ob sich aus diesen (selbst-)kritischen Bewegungen auch für die akademische Theoriearbeit etwas gewinnen lässt.

Auf theoretischer Ebene, wo es v. a. um das Erfassen von Strukturen der Ungleichheit geht, stellt sich die Herausforderung durch *Critical*

Whiteness in etwas anderer Weise: Hier geht es darum, auch Formen der Aufrechterhaltung *weißer* Herrschaft zu erfassen, die weder über Mechanismen expliziter rassistischer Abwertung noch über institutionelle Diskriminierung funktionieren, sondern ‚nur‘ über die dauernde Reproduktion einer auf Ungleichheit basierenden Normalität. Ein zentraler Mechanismus ist die Konstruktion der *Anderen* als durch ethnisierte/rassisierte Differenzen markiert, während sich „[w]hiteness as racelessness“ (Mills 2015, 12) verstehen kann. Konkreter: Wird im dominanten Diskurs Ethnizität (auch: Hautfarbe oder ‚Kultur‘) nicht benannt, handelt es sich ‚normalerweise‘ um *weiße* Personen aus der Dominanzgesellschaft.

An dieser Stelle wird das Zusammendenken eines weiten Rassismusbegriffs mit Konzepten, die *weiße* Herrschaft thematisieren, noch einmal deutlich komplexer. Es zeigt sich, dass manche Formen der rassistischen Abwertung der *Anderen* mit der expliziten Konstruktion eines überlegenen *Eigenen* einhergehen – Beispiele wären hier etwa der aktuelle antimuslimische Rassismus und die damit verbundene Konstruktion des aufgeklärten, fortschrittlichen Europa oder auch der nationalsozialistische Antisemitismus als Negativfolie für die Konstruktion des ‚arischen‘ *deutschen* Volkes. Andere rassistische Konstruktionen wiederum lassen ethnisierte *Andere* im Gegensatz zur unmarkierten *weißen* Normalität erscheinen. Zweiteres Muster lässt sich sowohl bei (post-)kolonialen Rassismen beobachten, die im Rahmen von *Critical-Whiteness*-Debatten meist im Mittelpunkt stehen, wie auch am Beispiel von ‚Integrations‘-Debatten, die ‚Fremde‘, gerade indem sie sie zur Anpassung aufrufen, permanent als *Andere* markieren, während die ‚Normalität‘ der *weißen* Mehrheitsgesellschaft den unbenannten und unhinterfragten Hintergrund bildet. Solche Ähnlichkeiten und Unterschiede in den Mechanismen und Effekten von Rassismen und *weißer* Herrschaft herauszuarbeiten und dabei in kritischer Absicht stärker als bisher auf die ‚Normalität‘ der Ungleichheit zu fokussieren, scheint mir ein wesentlicher Beitrag, den *Critical-Whiteness*-Ansätze zur theoretischen Erfassung und zur wissenschaftlichen Analyse von Rassismen leisten. Ironischerweise sind es also vielleicht gerade die Schwierigkeiten, die durch die Übertragung des Konzepts in europäische/deutschsprachige Kontexte aufgeworfen werden, die sich als produktiv erweisen, verweisen sie doch eindrücklich auf die Vielgestaltigkeit rassistischer Verhältnisse und die Notwendigkeit einer entsprechend differenzierten Theoriebildung.

10.3 Am Ende: Gedanken zum Subjekt der Forschung

Am Beginn der vorliegenden Forschungsarbeit habe ich – recht ambitionierte – Anforderungen an (selbst-)reflexive Wissenschaft formuliert. Mit Bourdieu sprach ich von der Notwendigkeit einer „Objektivierung des objektivierenden Subjekts“ (Bourdieu 1988, 10) bzw. einer „teilnehmenden Objektivierung“ (u. a. Bourdieu 2004, 173 /174) als Bedingung für die Produktion wissenschaftlichen Wissens sowie von der Notwendigkeit, eine „scholastische Sicht“ (u. a. Bourdieu 1993, 148) zu vermeiden. Haraways Konzept des situierten Wissens (Haraway 1988) nutzend, versuchte ich, mein Projekt als Teil einer „power-sensitive conversation“ (ebd., 590) zu verorten, als Teil eines Gesprächs zwischen unterschiedlichen Formen feministischer Wissensproduktion. Ein Beitrag, der zwar geographisch enge Grenzen setzt, dafür aber unterschiedliche soziale Positionen und politische Positionierungen und einen Zeitraum von dreieinhalb Jahrzehnten berücksichtigt. Dabei waren mir Formen einer wertschätzenden Kritik wichtig, die die Auseinandersetzung – auch dort, wo sie Positionen als problematisch deklariert und verwirft – als kollektiven Prozess versteht. Auf methodologischer und methodischer Ebene versuchte ich, Strategien im Umgang mit den Teilnehmerinnen an meinem Projekt zu entwickeln, die die vielen ethischen Fragen berücksichtigen sollten, die sich aus der privilegierten Position der Wissenschaftlerin im Forschungsprozess ergeben.²¹⁶ Ich hoffe, dass diese (selbst-)reflexive Positionierung, die ich durch den ganzen Prozess, von der Materialgenerierung über die Analyse bis ins Schreiben zu spannen versuchte, auch für Leser_innen deutlich wurde. Zum Abschluss möchte ich noch einmal auf einige der damit verbundenen Fragen zurückzukommen.

Diskurse im Fokus

Beginnen möchte ich mit dem Problem der scholastischen Sicht, die Bourdieu als ‚Verwechslung‘ von theoretischer und praktischer Logik versteht, d. h. als eine Perspektive, die die – notwendig abstrahierte, vereinfachte und partielle – wissenschaftliche Erklärung einzelner Aspekte

216 Von einigen, allerdings nicht von allen Interviewpartnerinnen konnte ich gegen Ende des Dissertationsprojekts Rückmeldungen einholen. Mein Anliegen war, dass die Beteiligten am Forschungsprozess – auch dort, wo sie mit meinen Interpretationen nicht übereinstimmen – ihre Positionen respektvoll und nicht in karikiertem Form dargestellt finden.

von Phänomenen für das Phänomen selbst ausgibt. Es war mir wichtig, nicht den Eindruck entstehen zu lassen, ich könnte *den* feministischen Aktivismus und *sein* Verhältnis zu Rassismen und Anti-Rassismus erfassen. Mein Ziel war es, einzelne Praktiken, Reflexionen, Diskursstränge und Teile (aktivistischer) Theorien herauszuarbeiten, die mir aufschlussreich für eine (kritische) Auseinandersetzung schienen. Allerdings lassen sich im Rückblick auf den Arbeitsprozess auch deutliche Hinweise darauf entdecken, dass eine solche bewusste Einschränkung des Fokus nicht ausreicht, um scholastischen Irrtümern zu entgehen. Mein Fokus auf die explizite Produktion von Bedeutungen, der dominante diskursanalytische Zugang, der eine ungleich größere Rolle spielt als die Analyse ‚stummer‘, sich nicht selbst theoretisierender Praktiken, verweist auf meine Schwierigkeit, das „*praktische Verhältnis* zur Praxis“ (Bourdieu 1993, 148) gleichwertig in die wissenschaftliche Betrachtung einzubinden. Außerdem war angesichts der Fülle von Material aus der aktivistischen Theoriebildung, das zu großen Teilen bislang unaufgearbeitet war, die Versuchung auch einfach zu groß, mit diesen Ansätzen in Konversation zu treten. Ich hoffe aber, dass es mir – etwa am Beispiel der Bündnis- und Allianzpolitiken – gelungen ist, den untrennbaren Zusammenhang von Praktiken der Organisierung, des Protests, kurz: des Politik-Machens und den im aktivistischen Theoretisieren geschaffenen Deutungen nachzuzeichnen.

Am falschen Ort? Uneingelöste Ansprüche

Zentrales Thema meines (selbst-)reflexiven Zugangs war meine doppelte Verortung in den beiden für meine Forschung zentralen sozialen Feldern – einerseits im von mir untersuchten Feld des *weißen* feministischen Aktivismus, andererseits im akademisch-feministischen Feld. Was Ersteres betrifft, war es mir ein Anliegen, meine Positionierungen auch in den Analysen immer wieder deutlich zu machen und diese Untersuchung in diesem Sinn zu situieren. Eine Schwierigkeit, die ich anfangs unterschätzt hatte, trat im Lauf der Analyse immer deutlicher hervor: Die Arbeit an einem sich ständig verändernden und sich weiterentwickelnden Feld lässt Analysen manchmal veralten, kaum dass sie zu Papier gebracht sind. Im schnellen Wechsel von theoretischen Bezugspunkten und Kristallisationspunkten politischen Engagements erschienen mir meine Auseinandersetzungen manchmal wie ein Nachsatz zu bereits Abgeschlossenem und Ad-acta-Gelegtem. Dagegen steht allerdings die Idee eines feministischen Theoretisierens als Konversation (auch) über die Zeit, die sich einem li-

nearen Fortschrittsnarrativ entzieht. Sabine Hark spricht im Hinblick auf den akademischen Feminismus von der Notwendigkeit einer „Rekonstruktion der Geschichte feministischer Theorie als Geschichte eines zu jedem gegebenen Zeitpunkt komplexen Feldes widerstreitender und inkommensurabler theoretischer Positionen“ (Hark 2009, 27) – und das lässt sich auch auf aktivistische Praktiken und aktivistisches Theoretisieren übertragen. Ob es mir tatsächlich gelungen ist, Teil dieser feministischen Konversationen an der Schnittstelle von Aktivismus und *Academia* zu werden, müssen die Leser_innen beurteilen.

Im Rückblick erscheint mir die zweite Linie meiner Selbstverortung, also meine Positionierung im akademischen Feld noch problematischer als diejenige gegenüber meinem ‚Gegenstand‘. Bei diesem Unbehagen handelt es sich nicht zuletzt um ein Ergebnis des Arbeitsprozesses; genauer: um die ‚Übersetzung‘ der im letzten Abschnitt formulierten Anforderungen an rassismuskritische, feministische Forschung im Hinblick auf meine eigenen akademisch-feministischen Praktiken. Die zu Beginn – v. a. aus pragmatischen, forschungstechnischen Überlegungen heraus – gewählte theoretische Rahmenperspektive leistete mir zwar (wie ausgeführt) tatsächlich gute Dienste in der Ausrichtung und Strukturierung meines Blicks, bleibt jedoch ganz westlichen/nördlichen (und zudem männlich dominierten) Theorietraditionen verpflichtet. Zwar entlehnte ich einzelne analytische Konzepte zur Theoretisierung konkreter Macht- und Herrschaftsverhältnisse häufig anderen Denkräumen – *weißen, migrantischen, Schwarzen* und postkolonialen Feminismen – doch gilt das nicht für die grundsätzlichen Vorstellungen von Gesellschaft und Geschlecht, von Macht und Subjekt, von politischen Praktiken und Akteur_innen, die die Hintergrundfolie meiner Forschung bildeten. Eine über das Unbehagen hinausgehende Antwort darauf, wie ein ‚anderes Theoretisieren‘ möglich wäre, habe ich bislang allerdings nicht gefunden. Sicher ist nur, dass der schnelle Verweis auf die „Heilige Dreifaltigkeit der Postkolonialen Theorie“ (Castro Varela & Dhawan 2005, 25) (gemeint sind Edward Said, Gayatri Spivak und Homi K. Bhabha) nicht ausreicht. Umgekehrt lässt sich auch die Frage stellen, ob *weiße* feministische Forschung – als notwendig (selbst-)reflexiv angelegtes Unterfangen – nicht vielleicht ganz bewusst auf dominante westliche/nördliche Theorien zurückgreifen sollte. Allerdings nicht, um den eigenen Universalitätsanspruch zu untermauern, sondern ganz im Gegenteil mit Blick auf deren Grenzen im Sinne einer Dezentrierung, Partikularisierung, Provinzialisierung dieser Traditionen und des eigenen Standpunkts. Könnte eine solche Selbstverortung als Lokalisierung ‚großer‘ Theorien eine Be-

dingung sein, um die schlichte Aneignung *anderer* Wissensproduktionen von einer dominanten Position aus zu vermeiden und stattdessen einen Raum für „power-sensitive conversations“ (Haraway 1988, 590) zu öffnen? Sicher ist, dass solche Konversationen Interesse und Lernbereitschaft erfordern und von *weißen* Feministinnen zunächst einmal die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit *anderen* Theorien verlangen. Denn während sich feministische Wissensarbeiter_innen aus dem globalen Süden ebenso wie minorisierte Feminist_innen im globalen Norden ‚selbstverständlich‘ mit dominanten Theorien auseinandersetzen (müssen), ist das umgekehrt bislang nicht der Fall (vgl. Connell 2015)²¹⁷. An diesem Punkt sehe ich derzeit die größte Leerstelle meiner akademisch-feministischen Auseinandersetzung. Ohne mir über die einzuschlagende Richtung ganz im Klaren zu sein, hat mir die Arbeit an der Dissertation jedenfalls neue Denkwege eröffnet, die ich hoffentlich in Zukunft beschreiten kann. Die Idee eines Wechselspiels von Öffnung der Perspektive einerseits und Situierung und Lokalisierung von Wissen andererseits hat mich bisher nicht losgelassen.

Auf einer anderen Ebene der Theoriebildung – im Bereich der Definition von analytischen Konzepten zur Erfassung konkreter Aspekte der sozialen Wirklichkeit – scheint mir meine Ausgangsthese einer notwendigen ‚Übersetzung‘ von Wissen in und aus lokalen, situativen Kontexten bestätigt. Herrschaftskritische Analysen bedürfen (ebenso wie politische Praktiken) der Situierung in konkreten, historisch und geographisch verorteten gesellschaftlichen Zusammenhängen. Dabei geht es um mehr – oder richtiger: um ganz anderes – als um die ‚richtige‘ Anwendung abstrakter Theorie am konkreten Beispiel. Viel eher scheint mir ein solcher Zugang einen anderen – vielleicht: feministischen – Modus des Theoretisierens voranzutreiben. Im Zentrum steht dann die Entwicklung globaler Perspektiven in je unterschiedlich situierten Prozessen kollektiver und reflexiver Wissensproduktion. Ich hoffe, dass Leser_innen im vorliegenden Text Momente eines solchen Zugangs entdecken konnten.

217 Der Umstand, dass ich diese Feststellung am einfachsten mit einem Text einer prominenten *weißen* Theoretikerin untermauern kann, der in einem hochrangigen Journal im globalen Norden erschien, veranschaulicht die Problematik auf das Treffendste.